



Eva-Marie Felschow

Kämpferinnen*

Einleitung

Mit dem Thema „Kämpferinnen“ sollen im Folgenden Kämpferinnen für den Zugang von Frauen zur Wissenschaft in den Blick genommen werden. Um diesen Zugang zu erlangen, mussten die Frauen einen langen und hindernisreichen Weg zurücklegen, einen Weg, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts begann und der trotz vieler erreichter Ziele im Grunde heute noch immer nicht ganz abgeschlossen ist, wie aktuelle Debatten über Gleichstellungskonzepte und Fördermaßnahmen für Frauen zeigen. Dieser Weg soll anhand von Kurzporträts von vier Frauen nachgezeichnet werden, die alle mit der Stadt oder der Universität Gießen eng verbunden sind. Ausgewählt wurden dafür die Publizistin und Politikerin Henriette Fürth sowie die Professorinnen Margarete Bieber, Anne-Eva Brauneck und Helge Pross. So unterschiedlich die Lebens- und Karriereverläufe dieser Frauen im Einzelnen auch waren, so hatten sie doch eines gemeinsam: ihren Wunsch nach höherer Bildung und ihre Liebe zu eigenständiger wissenschaftlicher Arbeit. Daraus bezogen sie den Mut zu Pionierinnen zu werden und Schritt für Schritt in die von Männern dominierte Welt der Wissenschaft vorzudringen.

„Weibliche Ordinarien werden erst dann berufen, wenn der Markt es erfordert“, so lautete im Februar 1968 eine Schlagzeile im „Gießener Anzeiger“. ¹ Mit dieser Überschrift bezog sich das Blatt auf eine Aussage von Helge Pross, die wenige Jahre zuvor als eine der ersten Frauen auf eine ordentliche Professur an die Universität Gießen berufen worden war. Diese Einschätzung, die Helge Pross mit Blick auf ihr eigenes Fach, die

Soziologie, getroffen hatte, war nicht ganz frei von einem bitteren Unterton und spielte auf die Benachteiligung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb an. Und dies, obwohl sich bis in die Mitte der 1960er Jahre bereits Einiges zu Gunsten der Frauen geändert hatte: Frauen konnten die Reifeprüfung ablegen und studieren, und auch das Erlangen akademischer Grade bis zur Promotion und Habilitation war möglich geworden. Hundert Jahre zuvor, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, war dies noch völlig unvorstellbar gewesen.

Traditionsgemäß waren die Universitäten Bildungsstätten, die den Männern vorbehalten waren. Zwar hatte es in der Frühen Neuzeit kein generelles Studienverbot für Frauen gegeben, aber es waren stets nur Einzelkämpferinnen, die den Ehrgeiz zu einer akademischen Ausbildung entwickelten. Eine der bekanntesten unter ihnen war Dorothea Schlözer, die in Göttingen 1787 in der Philosophischen Fakultät die Doktorprüfung erfolgreich ablegte. Auch in Gießen gab es einen solchen spektakulären Fall: 1817 bestand hier Charlotte von Siebold in der Medizinischen Fakultät ihr Doktorexamen und war damit die zweite promovierte Ärztin in Deutschland.² Aber dies waren absolute Ausnahmefälle und entsprechend großes Aufsehen erregten sie in der Öffentlichkeit. Als gesellschaftlich anerkanntes Bildungsziel für Frauen hatte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts ein anderes herauskristallisiert, es war das Ideal der Hausfrau, Gattin und Mutter. Der Mann hingegen hatte sich im Erwerbsleben zu profilieren. Diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die vor allem im Bürgertum zum Tragen kam, engte die Frau mehr und mehr in ihrem Handlungsspielraum ein und grenzte sie von höherer Bildung und von anspruchsvoller eigener Berufstätigkeit aus. Verstärkt wurde diese Entwicklung durch die am Ende des 18. Jahrhunderts einset-

* Für den Druck wurde der am 5. November 2012 gehaltene Vortrag nur leicht stilistisch überarbeitet. Die Anmerkungen beschränken sich auf die Angabe grundlegender Literatur und auf die Nennung von Belegstellen wörtlicher Zitate.

zende Professionalisierung in vielen Berufssparten, durch die Einführung von Staatsprüfungen und durch die Normierung der Zugangsvoraussetzungen zur Universität. Gerade letzteres hatte gravierende Folgen für die Bildungsmöglichkeiten der Frauen. Mit der Einführung des Abiturs 1788 in Preußen – eine Maßnahme, die die übrigen deutschen Staaten mit mehr oder weniger starkem zeitlichen Abstand aufgriffen (im Großherzogtum wurde die Reifeprüfung im Jahr 1832 eingeführt) – wurden erstmals einheitliche Bedingungen für den Universitätszugang geschaffen. Da der Besuch eines Gymnasiums, eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule, deren Abschluss – das Abitur – allein zum Studium an Hochschulen berechnete, jedoch ausschließlich Knaben vorbehalten war, wirkte sich die Einführung des Abiturs als unüberwindliche Hürde für studierwillige Frauen aus. Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein war das Mädchenschulsystem noch völlig darauf ausgerichtet, den Schülerinnen die notwendige Bildung für die spätere Funktion als Hausfrau und Mutter zu vermitteln. Für die meisten Mädchen endete die Schulzeit nach der Volksschule. Lediglich Mädchen aus wohlhabenderen Familien konnten eine weiterführende Bildung in Form der so genannten „höheren Töchterschulen“ durchlaufen. Die einzige Möglichkeit für eine adäquate Berufsausbildung nach Abschluss der höheren Töchterschule bot sich durch den Besuch eines oftmals den Schulen angeschlossenen Lehrerinnenseminars. Nach einem solchen Seminarbesuch, der zwei oder drei Jahre dauerte, konnten die Frauen als Volksschullehrerinnen oder als Lehrkräfte in den unteren Klassen der höheren Mädchenschulen tätig sein.

Henriette Fürth

Im Jahr 1861, als Henriette Katzenstein (sie hieß erst nach ihrer Verheiratung Henriette Fürth) in Gießen geboren wurde,³ waren die Bildungschancen für Mädchen somit recht bescheiden. Als älteste Tochter des vermögenden jüdischen Möbelfabrikanten Siegmund Katzenstein und seiner Frau Sophie wuchs Henriette in gutbürgerlichen Verhältnissen auf. Der liberal eingestellte Vater ermöglichte seiner begabten

und lernbegierigen Tochter den Besuch der höheren Mädchenschule in Gießen. Während ihrer Schulzeit wurde sie erstmals mit antijüdischen Vorurteilen von Mitschülerinnen und von Nachbarkindern konfrontiert und begann ihre Sonderstellung als Jüdin zu begreifen. Noch schmerzlicher aber war für sie die Erfahrung, dass sie als Mädchen nur sehr begrenzte Ausbildungsmöglichkeiten hatte. Ihr Wunsch, Geschichte zu studieren, scheiterte an der Barriere Abitur. Stattdessen schlug sie den für Mädchen einzig möglichen Ausbildungsweg ein und besuchte im Anschluss an die höhere Mädchenschule die Frankfurter Elisabethenschule mit angeschlossenem Lehrerinnenseminar. Der Aufenthalt an dieser Schule währte allerdings nur kurz, mehrere Gründe bewogen den Vater Henriette ohne Abschluss von dieser Lehranstalt zu nehmen. Aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Glauben waren die Aussichten, eine spätere Anstellung als Lehrerin zu bekommen, sowohl im Großherzogtum Hessen als auch im preußischen Frankfurt sehr gering. Hinzu kamen das weithin geltende Heiratsverbot für Lehrerinnen und der Wunsch der Eltern, ihre älteste Tochter nicht unverheiratet zu lassen. Kurze Zeit nach dem unfreiwilligen Schulabbruch – im August 1880 – heiratete Henriette im Alter von neunzehn Jahren Wilhelm Fürth, einen entfernten Verwandten aus Darmstadt. 1885 siedelte die Familie nach Frankfurt über, wo Wilhelm Fürth gemeinsam mit seinem Schwager eine Lederhandlung betrieb, die später Bankrott erklären musste. Der Familienhaushalt litt unter ständigen finanziellen Schwierigkeiten und die bis 1899 aus der Ehe hervorgegangenen acht Kinder musste Henriette zunächst ohne fremde Hilfe großziehen. Trotz dieser familiären Belastung hielt sie an ihrer Wissensneugier fest, bildete sich autodidaktisch weiter und setzte sich kritisch mit dem Zeitgeschehen auseinander. Es war schließlich ihr Bruder Simon Katzenstein, Mitglied der SPD und später Abgeordneter im Deutschen Reichstag,⁴ der den Anstoß zu eigener publizistischer Tätigkeit von Henriette gab. Anlass war ein Artikel über August Strindberg und dessen Stellung zu den Frauen, der Henriette missfiel und zu dem sie nach Ermutigung durch ihren Bruder eine Erwiderung schrieb. Ihr

Text wurde 1890 gedruckt und schon bald folgten weitere literarische Arbeiten. In der Rückschau bezeichnete Henriette Fürth diesen Start in eine eigene berufliche Existenz – mit der sie wesentlich zur Verbesserung der Einkünfte ihrer Familie beitrug – als leichten Anfang, welchem aber dann hartes ständiges Lernen folgte, damit sie sich (wie sie sagte) als „ungelernte Frau“ neben den Männern behaupten konnte. Dieser Herausforderung stellte sich Henriette Fürth und entfaltete in der Folge eine überaus reiche Publikationstätigkeit, in der sich ihr vielfältiges Engagement in der Frauenbewegung, in der sozialen Fürsorgearbeit und in aktuellen politischen Debatten spiegelt. Ihr schriftstellerisches Werk umfasst in einem Zeitraum von etwas mehr als 40 Jahren rund 30 Bücher und mehr als 200 Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel. Sie nahm zu allen frauenrelevanten Themen Stellung, genannt seien hier nur die Berufstätigkeit von Frauen, der Arbeiterinnen-, Kinder- und Mutterschutz, das Frauenwahlrecht, die sexuelle Aufklärung und die Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten. In besonderem Maße beschäftigte sie die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, eine Frage, die auch heute noch nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hat. Als achtfache Mutter wusste sie aus eigener Erfahrung, wie schwierig beides zugleich zu meistern war. Sie vertrat dabei ganz konsequent die Ansicht, dass Frauen ein Recht auf Unabhängigkeit und Selbständigkeit haben sollen, ein Recht auf die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und damit auch ein Recht auf Berufsausbildung und Berufstätigkeit. In ihren 1931 verfassten Lebenserinnerungen hat sie dies für sich klar formuliert: „Ich war nicht nur Mutter. Ich war ein Eigener. Ein geistiger Mensch wollte ans Licht. Eine Persönlichkeit. – Und wenn ich's recht überlege, konnte ich als ein solcher Eigener, Selberaner, ... meinen Kindern mehr sein als viele andere Frauen, die nichts anderes waren und sein wollten als Mütter. Eine Spezies, die übrigens selten zu werden anfängt. Man sollte sagen glücklicherweise! Dokumentiert sich doch in solchem Umschwung die Tatsache, dass die Frauen aufgehört haben, nur Gebärerinnen sein zu wollen, dass sie den Anspruch erheben, ihr Leben als Eigene, als Selber-



Abb. 1: Henriette Fürth (Stadtarchiv Gießen, Sammelmappe Henriette Fürth).

aner zu gestalten“.⁵ Unter einem „Selberaner“ verstand Henriette Fürth einen Menschen, der sich sein eigenes Urteil bildet, der fähig ist, die Folgen seines Handelns zu übersehen und bereit ist, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Nicht zuletzt diese Haltung wollte sie ihren Kindern mit ihren Lebenserinnerungen vermitteln. Einen weiteren Schwerpunkt in ihren Publikationen bilden sozialwissenschaftliche Forschungen. Eines ihrer Hauptwerke hierunter ist die 1907 veröffentlichte Studie „Ein mittelbürgerliches Budget über einen zehnjährigen Zeitraum“.⁶ Diese Untersuchung, die einen Haushalt zum Gegenstand hat, in dem nicht mehr der Mann der alleinige Ernährer ist, hatte Henriette Fürth anhand ihrer eigenen Familie erarbeitet. Mit der sorgfältigen Dokumentation der materiellen Situation und der Lebensverhältnisse eines Haushalts, in dem beide Ehepartner für den Unterhalt sorgen, nahm Henriette Fürth Bezug auf den rasch voranschreitenden gesellschaftlichen Wandel und lieferte für aktuelle politische Diskussionen notwendiges Faktenmate-

rial. Mit dieser Studie wurde die akademisch nicht vorgebildete Autorin in wissenschaftlichen Kreisen bekannt und hatte schon bald einen Namen als anerkannte Sozialforscherin. 1910 wurde Henriette Fürth als vermutlich erste Frau zum Mitglied in die „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ gewählt, was eine hohe Auszeichnung und Anerkennung ihrer Arbeit darstellte. Sogleich nutzte sie die Chance dieser Mitgliedschaft und schaltete sich auf dem Ersten Deutschen Soziologentag in Frankfurt durch Redebeiträge in die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ein. Damit ist ein weiteres Feld ihrer vielseitigen Aktivitäten genannt: ihr Engagement als Rednerin und ihr rhetorisches Talent. Bereits 1890 war Henriette Fürth erstmals mit einem Referat auf einer Tagung der Fortschrittspartei in Frankfurt öffentlich aufgetreten. Es folgte eine rege Vortragstätigkeit bei sozialen und politischen Organisationen und Vereinen, häufig war sie auf Reisen zu Vorträgen quer durch das Land unterwegs. Ihr engagiertes öffentliches Auftreten stieß gerade bei Männern immer wieder auf Kritik, was Henriette Fürth in ihren Lebenserinnerungen zu folgendem Kommentar veranlasste: „Zur Zeit als ich meine Vorträge begann, war die rednerische Tätigkeit von Frauen vergleichsweise noch selten [...]. Man unterschätzte damals noch mit der von keinerlei Sachkunde getrübbten Unbefangenheit die intellektuellen und besonders die rednerischen Fähigkeiten der Frau und ich erinnere mich, dass ich mit einem engagierten wissenschaftlichen Vertreter der These von der kleinhirnigen und darum geistig minderwertigen Frau eine recht lebhaftes Korrespondenz zu führen hatte. Es hat sich seitdem viel gewandelt, aber uneingestanden oder auch nur im Unterbewusstsein herrscht immer noch der geistige Hochmut des Mannes“.⁷

Von dieser kritischen Haltung männlicher Mitstreiter und Parteigenossen ließ sich Henriette Fürth nicht davon abhalten, für ihre Interessen und Überzeugungen in der Öffentlichkeit einzutreten. Mit dem Beginn der Weimarer Republik und der Einführung des Frauenwahlrechts standen der politisch interessierten Frau und überzeugten Sozialdemokratin neue Wirkungsmöglichkeiten offen, die sie umgehend zu nutzen

suchte. Für die im Januar 1919 stattfindenden Wahlen zur Nationalversammlung ließ sie sich als Kandidatin der SPD für den hessischen Wahlkreis Offenbach-Dieburg aufstellen und verfehlte nur knapp den Einzug ins Parlament. Erfolgreicher verlief ihre Kandidatur bei den Frankfurter Kommunalwahlen, von 1919 bis 1924 gehörte Henriette Fürth als erste weibliche Abgeordnete der SPD der Stadtverordnetenversammlung Frankfurts an. Sie arbeitete hier im Finanzausschuss und in den Deputationen für Gesundheitswesen und Schule mit und beteiligte sich an der Gründung der Universität Frankfurt, in deren großen Rat sie von 1921 bis 1933 vertreten war. Auch nach dem Ende ihrer Abgeordnetentätigkeit blieb Henriette Fürth weiterhin aktiv, sie übernahm u.a. Aufgaben in der Sozialfürsorge und engagierte sich nach wie vor in der Frauenbewegung. Erst die nationalsozialistischen Machthaber beendeten 1933 ihre schriftstellerische Tätigkeit und ihr öffentliches Wirken: Henriette Fürth verlor alle öffentlichen Ämter und erhielt Berufsverbot. Selbst die ihr aus Anlass ihres 70. Geburtstags verliehene Ehrenplakette der Stadt Frankfurt und die Ehrenurkunde der Frankfurter Universität wurden ihr aberkannt. Das bittere Fazit ihrer Lebenserinnerungen verwundert daher nicht, dort heißt es am Ende: „Nachklang. Mein Leben als Ganzes? Kein Ganzes. Autodidaktisch in allen Stücken. Gehemmt als Frau, als Jüdin und Sozialistin“.⁸ Henriette Fürth verstarb zurückgezogen ins Privatleben am 1. Juli 1938 „als Fremde in ihrem Vaterland“, wie es der in die Niederlande emigrierte Rechtssoziologe Hugo Sinzheimer in seinem Nachruf treffend zum Ausdruck brachte.⁹ Danach geriet das wissenschaftliche, politische und soziale Wirken der engagierten Frau in Vergessenheit, die einen lebenslangen Kampf für die Rechte der Frauen geführt hatte. Erst in jüngerer Zeit wurde sie im Kontext der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung und der Frauenforschung wieder entdeckt. Außerdem sucht man ihre Persönlichkeit durch die entsprechende Benennung von Straßen und öffentlicher Institutionen in Erinnerung zu rufen. So stiftete das Gemeinsame Frauenforschungszentrum der Hessischen Fachhochschulen im Jahr 2004 den jährlich für herausragende Abschlussarbeiten

zur Frauen- und Genderforschung an Hessischen Hochschulen verliehenen Henriette-Fürth-Preis. Wie in Frankfurt wurde auch in Gießen eine Straße nach ihr benannt und die neue Gießener SPD-Geschäftsstelle trägt den Namen Henriette-Fürth-Haus. Aus Anlass ihres 150. Geburtstags hielt Herr Professor Berding im Rahmen der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins einen Vortrag, in der er Leben und Werk von Henriette Fürth vorstellte.¹⁰ Alles dieses trägt hoffentlich dazu bei, dass die gebürtige Gießenerin in ihrer Vaterstadt künftig im allgemeinen Bewusstsein verankert bleibt.

Margarete Bieber

Für die 18 Jahre jüngere Margarete Bieber – geboren am 31. Juli 1879 in Schönau, Westpreußen – gestalteten sich die Chancen für eine akademische Ausbildung schon etwas besser.¹¹ Ähnlich wie Henriette Fürth stammte auch sie aus gutbürgerlichen wohlhabenden Verhältnissen, ihr Vater war ein angesehenener Mühlenbesitzer. Demzufolge erwartete auch sie die klassische Ausbildung einer Tochter aus gutem Hause: Im Fall von Margarete Bieber waren dies der Besuch der höheren Mädchenschule und ein anschließender Aufenthalt in einem Mädchenpensionat. Aber sie profitierte bereits von den ersten Erfolgen der bürgerlichen Frauenbewegung und konnte die Reifeprüfung ablegen. Der 1865 in Leipzig gegründete „Allgemeine Deutsche Frauenverein“ hatte sich vor allem für eine Aufstockung der höheren Mädchenschulen von 10 auf 13 Klassen eingesetzt, um damit auch Frauen die Erlangung der Hochschulreife zu ermöglichen. Da von staatlicher Seite zunächst keine Anstöße zu einer grundlegenden Reformierung des höheren Mädchenschulwesens erfolgten, griff die bürgerliche Frauenbewegung zur Selbsthilfe. Signalwirkung kam dabei der Initiative von Helene Lange zu, die 1889 in Berlin die ersten „Realkurse für Frauen“ einrichtete, die sie 1893 in vierjährige Gymnasialkurse umwandelte. Einen solchen Gymnasialkurs konnte Margarete Bieber – nach endlich erlangter Einwilligung ihres Vaters – ab 1899 besuchen und erwarb so die erforderlichen Kenntnisse für das Abitur, das sie 1901 als Externe am Gymnasium in Thorn



Abb. 2: Margarete Bieber (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen).

bestand. Sie war damit die erste Abiturientin in ihrer Heimatprovinz Westpreußen. Trotz des vorhandenen Reifezeugnisses konnte sich Margarete Bieber jedoch nicht – wie sie dies eigentlich beabsichtigte – zum Wintersemester 1901/02 an der Berliner Universität für das Studium immatrikulieren, denn Preußen hatte dieses Recht den Frauen noch nicht eingeräumt. Die deutschen Staaten nahmen in dieser Frage im europäischen Vergleich eine besonders zögerliche Haltung ein. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren in fast allen europäischen Ländern – so etwa in Frankreich seit 1863, in der Schweiz seit 1864, in England seit 1879 – Frauen zum Studium zugelassen worden. Angesichts des zunehmenden öffentlichen Drucks genehmigten schließlich auch die deutschen Kultusbürokratien den Frauen die Immatrikulation und den Zugang zum Studium. Den Anfang machten die süddeutschen Staaten – Baden 1900, Bayern 1903, Württemberg 1904 –, das Großherzogtum Hessen und der größte deutsche Staat Preußen folgten 1908. Für Margarete Bieber hatte dies zur Konsequenz, dass sie das gewünschte

Studium der Archäologie und Klassischen Philologie an den Universitäten Berlin und Bonn lediglich als Gasthörerin absolvieren konnte, was bedeutete, dass sie jeden Dozenten, dessen Lehrveranstaltungen sie besuchen wollte, um Genehmigung zur Teilnahme an seinen Vorlesungen und Seminaren bitten musste. In Professor Georg Loeschcke fand sie einen verständnisvollen Lehrer, der sie – trotz des Status als Gasthörerin – zur Promotion im Fach Klassische Archäologie zuließ. Am 24. Juni 1907 erhielt sie das begehrte Doktordiplom und war damit – wie schon beim Abitur – Vorkämpferin, denn sie gehörte zu den ersten Frauen, denen die Promotion an einer deutschen Universität gelang.

Es folgten ausgedehnte Forschungsreisen. 1909 bekam Margarete Bieber ein Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts „als erste und bisher einzige Dame“. Ihre Reisen führten sie nach Kleinasien, auf das griechische Festland, zu den griechischen Inseln und nach Oberitalien. Sie besuchte alle wichtigen Ausgrabungsstätten ihrer Zeit, darunter Pergamon, Olympia, Milet, Delphi und Knossos. Ergebnis dieser Auslandsaufenthalte war eine Reihe von Veröffentlichungen, die eine reiche Publikationstätigkeit einläutete. Besondere Anerkennung fanden ihre wissenschaftlichen Leistungen im Jahr 1913, als sie als erste deutsche Archäologin zum korrespondierenden Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin gewählt wurde. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs brachte das plötzliche Ende dieser Schaffensphase, Margarete Bieber kehrte nach Deutschland zurück, wo sie den nächsten Schritt zu ihrem Wunschziel – einer Hochschullehrerlaufbahn – in Angriff nahm.

Hierfür musste ein Habilitationsverfahren durchlaufen werden, was für Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein völliges Novum war und eine schwer zu überwindende Hürde darstellte. Es war schließlich Gerhard Rodenwaldt, ein Freund Biebers aus gemeinsamen Tagen in Athen, der ihr den steinigen Weg dazu ebnete. Rodenwaldt, der seit Oktober 1917 den Gießener Lehrstuhl für Archäologie innehatte, empfahl ihr, einen Habilitationsantrag in Gießen einzureichen, was Margarete Bieber im Februar 1919 tat. Nach anfänglichem Zögern – man war in

Gießen noch nie mit einem solchen Ansinnen einer Frau konfrontiert worden – entschloss sich die Gießener Philosophische Fakultät, das ungewöhnliche Habilitationsgesuch zu gestatten und Margarete Bieber erlangte im Mai 1919 die *venia legendi* für das Fach Klassische Archäologie. Damit schrieb sie Geschichte, denn sie war die erste Frau, die in Gießen habilitierte und zugleich eine der ersten Frauen, die überhaupt an einer deutschen Universität habilitierten. Außer ihr hatten bis 1919 erst fünf weitere Wissenschaftlerinnen den schwierigen Weg bis zur Habilitation zurückgelegt.¹² Mit ihrer Hartnäckigkeit und Begeisterung für die Wissenschaft war Margarete Bieber damit zu einer der Wegbereiterinnen des Frauenstudiums in Deutschland geworden.

Trotz dieses Erfolgs blieben bei den Mitgliedern der Gießener Philosophischen Fakultät letzte Vorbehalte gegen Kolleginnen bestehen. Mehrheitlich hatten sie im Verlauf des Habilitationsverfahrens den Beschluss gefasst, dass die Fakultät „zu der Frage, ob Frauen bei der Besetzung von Professuren in Betracht gezogen werden können, noch keine Stellung nehme“.¹³ Damit war die aus Perspektive männlicher Hochschullehrer heikle Frage der Besetzung von Lehrstühlen angesprochen. Wie schwierig es war, hier Vorurteile aus dem Weg zu räumen, zeigt der weitere Karriereverlauf Biebers, der sich in langsamen Schritten vollzog. Nachdem sie als Privatdozentin zunächst einen Lehrauftrag übertragen bekommen hatte, wurde sie 1923 zur außerplanmäßigen außerordentlichen Professorin ernannt und war damit die erste weibliche Lehrkraft an der Universität Gießen. Bei der anstehenden Wiederbesetzung des ordentlichen Lehrstuhls für Archäologie im Sommer 1928 wurde sie nicht in die Berufsliste aufgenommen. Erst als die Besetzung dieser Professur wegen Sparmaßnahmen des Volksstaats Hessen nicht zustande kam, war es dann doch Margarete Bieber, die mit der Vertretung beauftragt wurde. Engagiert widmete sie sich „der ihr so lieben Lehrtätigkeit“ und hatte erstaunlichen Erfolg, wie die Aufstellungen über Hörerzahlen in ihrer Personalakte belegen. Ihre anregende Lehre und ihre große Beliebtheit führten schließlich im Oktober 1931



Abb. 3: Margarete Bieber im Kreis von Studierenden und Freunden (Privatbesitz, Dr. Dieter Poppert).

zur Ernennung als planmäßige außerordentliche Professorin.

Mit der Übernahme des planmäßigen Extraordinariats war sie endlich finanziell abgesichert und konnte sich im Frühjahr 1933 den lang gehegten Wunsch nach Adoption einer Tochter erfüllen.

Doch das berufliche und private Glück war ihr nicht lange vergönnt. Als bereits ihre Berufung auf das Ordinariat für Klassische Archäologie in Gießen absehbar schien, erfolgte am 1. Juli 1933 aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ – Margarete Bieber war jüdischer Abstammung – ihre Entlassung aus dem hessischen Staatsdienst. Für die eher unpolitische, deutschnational denkende Margarete Bieber, die sich nicht als Jüdin, sondern als Christin verstand, bedeutete dies ein jähes Ende ihrer bisherigen Lebenspläne. Ver-

zweifelt bemühte sie sich, dass ihre Entlassung zumindest in eine ehrenvolle Pensionierung mit Pensionsanspruch umgewandelt wurde, was jedoch vergeblich blieb. Schließlich schickte sie sich in das Unvermeidliche und emigrierte über England in die Vereinigten Staaten, wo sie im September 1934 eintraf. Hier gelang der inzwischen 55-jährigen trotz enormer finanzieller und sprachlicher Schwierigkeiten mit Unterstützung amerikanischer Kolleginnen und Kollegen ein beruflicher Neuanfang. Margarete Bieber arbeitete zunächst als Gastdozentin am Barnard College und lehrte dann bis 1948 an der Columbia University in New York. Auch nach ihrer Pensionierung unterrichtete sie bis 1956 weiter. In dieser Zeit wirkte sie u.a. als erste Professorin an der Princeton University.

Sie erhielt zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen, darunter die Goldmedaille des Archäo-



Abb. 4: Margarete Bieber mit der Ehrensensorenkette der Universität Gießen (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen).

logischen Instituts von Amerika. Als späte Wiedergutmachung wurde Margarete Bieber am 1. Juli 1959 die Ehrensensorenwürde von der Universität Gießen verliehen; unmittelbarer Anlass für diese Auszeichnung war der bevorstehende 80. Geburtstag der Wissenschaftlerin am 31. Juli 1959.

Trotz ihrer Vertreibung aus dem nationalsozialistischen Deutschland, die zu ihren schlimmsten Erfahrungen gehörte, blieb Margarete Bieber mit ihrer ehemaligen Wirkungsstätte bis an ihr Lebensende in Kontakt. Auf ein Glückwunschtelegramm zu ihrem 96. Geburtstag antwortete sie: „Ich fühle mich ja immer noch eng mit Gießen verbunden, wo ich so glückliche und fruchtbare Jahre verbracht habe. Ich wollte, ich könnte meine Alterswohnung in Gießen statt in dem lauten New York mit seinem heiss-feuchten Klima erleben“.¹⁴ Sie blieb aber ihrer Wahlheimat Amerika treu und verbrachte ihre Zeit bis ins hohe Alter mit Forschen und Schreiben. Margarete Bieber verstarb 1978 im Alter von 98 Jahren in Connecticut. In Gießen, das sie nach ihrer Emi-

gration in so liebevollem Andenken behielt, hat man sie inzwischen wieder ins Gedächtnis gerufen. Seit 1997 ist der ehemalige Kunsthistorische Hörsaal der Justus-Liebig-Universität in der Ludwigstraße 34 in Margarete-Bieber-Saal umbenannt, es ist der Hörsaal, in dem die Bieberin, wie sie ihre Studierenden freundlich nannten, während ihrer Gießener Professur vermutlich einige ihrer Lehrveranstaltungen abhielt. Auch in der Stadt Gießen erinnert man an die Vorkämpferin des Frauenstudiums: In der Reihe der Gießener Köpfe ist sie mit einer Büste vertreten, die sich in der Plockstraße befindet.

Die Zäsur von 1933 brachte nicht nur für die jüdischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler tiefgreifende Veränderungen ihrer bisherigen Lebensumstände, wie der Fall von Margarete Bieber und auch derjenige von Henriette Fürth zeigt. Die Zäsur von 1933 wirkte sich durch zahlreiche Restriktionen der neuen nationalsozialistischen Machthaber außerordentlich negativ auf das Frauenstudium und die Zulassung von Frauen zu akademischen Berufen aus. Studienbeschränkungen für weibliche Studierende, das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, Barrieren für die Berufsausübung verheirateter Akademikerinnen sowie eine restriktive Praxis in der Zulassung von Frauen zu akademischen Berufen hatten während des NS-Regimes eine Zurückdrängung von Frauen aus den Positionen zur Folge, in denen sie sich während der Weimarer Republik einen ohnehin nur bescheidenen Anteil hatten erstreiten können. Trotz dieser Rückschläge in der Zeit des Nationalsozialismus hatte sich das Frauenstudium bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts durchgesetzt. Die einstigen Ziele der bürgerlichen Frauenbewegung waren in weiten Teilen realisiert worden. Die Öffnung der höheren Bildung und die Erweiterung der beruflichen Möglichkeiten für Frauen waren in mehreren Etappen erfolgt: zunächst durch den Zugang zum Abitur, dann durch die Immatrikulation, schließlich durch die Zulassung zu berufsqualifizierenden Prüfungen und zur Habilitation. Weitaus düsterer sahen dagegen die Berufsperspektiven der ersten Generationen von Akademikerinnen aus. Infolge der starken Überfüllung akademischer Berufe in der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Poli-

tik blieb der Frauenanteil in den prestigeträchtigen Berufen und in Führungspositionen bis 1945 sehr gering. Dies galt vor allem für den Hochschulbereich, wo karrierebewussteste Akademikerinnen einen besonders rauen Wind zu spüren bekamen. Bis auf wenige Ausnahmen gelang es Frauen nicht, im Laufe ihrer wissenschaftlichen Laufbahn eine ordentliche Professur und damit die einflussreichste Position an einer Hochschule zu erlangen. Und dies, obwohl sich bis 1933 in Deutschland 71 Wissenschaftlerinnen habilitiert bzw. eine Titularprofessur erhalten hatten. An der Universität Gießen folgten bis 1945 insgesamt drei Habilitationen von Frauen: Neben der genannten Margarete Bieber waren dies Charlotte von Reichenau, die 1927 für das Fach der Staatswissenschaften die *venia legendi* erhielt, und Elisabeth Lippert, die 1932 im Fach Psychologie habilitierte. Keine von ihnen erreichte das mit der Habilitation zweifellos angestrebte Ziel einer ordentlichen Professur.¹⁵

In der Nachkriegszeit änderte sich an dieser Situation zunächst nichts Grundlegendes. Nach 1945 knüpfte man an die Tradition der Ordinarieneruniversität der Weimarer Republik an, in deren Personalstrukturen Wissenschaftlerinnen an einflussreichen Stellen nicht vorgesehen waren. Nach wie vor hielt man an einem konservativen Frauenbild fest, das Frauen, wie schon 100 Jahre zuvor, am liebsten in der Rolle der Hausfrau und Mutter sah. Noch in einer von Hans Anger durchgeführten Studie aus dem Jahr 1960 kamen die in Professorenkreisen herrschenden Widerstände gegen den Anspruch von Frauen auf höhere Bildung zum Ausdruck. Nach einer dieser Untersuchungen zugrundeliegenden Umfrage an deutschen Universitäten standen 64 Prozent der befragten Professoren einem Frauenstudium ablehnend gegenüber, 32 Prozent schwankten zwischen neutral und ablehnend und nur vier Prozent nahmen zu diesem Thema eine sachlich neutrale Haltung ein. Angesichts dieses frauenfeindlichen Klimas überrascht es nicht, dass sich der Anteil der Frauen an den Studierenden an allen wissenschaftlichen Hochschulen in der BRD zunächst nur langsam erhöhte. 1950 lag er mit ca. 16 Prozent nur knapp über dem Stand, der in den letzten Jahren der Weimarer Republik er-

reicht worden war, und stieg in den nächsten zwei Jahrzehnten nur zögerlich an. Erst ab dem Ende der 1960er Jahre setzte ein Zustrom von Frauen an die Universitäten in einem bis dahin nicht vorstellbaren Ausmaß ein und trug damit entscheidend zur Entwicklung der deutschen Hochschulen zur modernen Massenuniversität bei, wie wir sie seit den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts kennen. Noch stärker als bei der Frage des Frauenstudiums kamen die in der Nachkriegszeit immer noch vorherrschenden Ressentiments gegenüber Akademikerinnen bei der Aufnahme von Frauen in die Lehrkörper der Universitäten zum Tragen. Obwohl es durchaus bereits habilitierte Frauen gab, wurden sie in den 1950er Jahren vorwiegend nur als Lehrbeauftragte eingestellt und hatten damit keine gesicherte berufliche Existenz. Nur eine verschwindend kleine Minderheit von ihnen konnte einen Lehrstuhl erlangen: 1960 hatten an allen wissenschaftlichen Hochschulen der BRD lediglich sechs Frauen eine ordentliche Professur inne (das entsprach 0,3 Prozent), im Jahr 1966 waren es 1,1 Prozent. Von diesem allgemeinen Trend machte die Universität Gießen keine Ausnahme. Im Jahr 1957 gab es im Gießener Lehrkörper lediglich zwei Frauen, beide waren Lehrbeauftragte und beide waren habilitiert. Eine von ihnen war die vor kurzem verstorbene Botanikerin Lore Steubing. Sie wurde im Wintersemester 1958/59 zur außerplanmäßigen Professorin am Botanischen Institut ernannt und war damit die erste Frau, die nach 1945 eine Professur in Gießen übertragen bekam. Etwas bessere Berufschancen im Hochschulbereich begannen sich für Akademikerinnen seit den Beginn der 1960er Jahre abzuzeichnen, als in der BRD nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrats ein verstärkter Ausbau der Hochschulen einsetzte, mit dem die Kultusbürokratie auf die steigenden Studierendenzahlen reagierte. Die Justus-Liebig-Universität profitierte in besonderem Maße von dieser Entwicklung, da sie nach Wiedererlangung des Universitätsstatus im Jahr 1957 die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verlorengegangenen Fächer (Geisteswissenschaften, Jura und Wirtschaftswissenschaften) wieder in zwei neuen Fakultäten etablieren konnte. Hierfür wurden eine Reihe neuer Stellen



Abb. 5: Anne-Eva Brauneck als Professorin in Gießen (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen).

geschaffen, für deren Besetzung nicht immer in ausreichendem Maße geeigneter männlicher wissenschaftlicher Nachwuchs vorhanden war, so dass nun auch habilitierte Frauen zum Zuge kommen konnten. Bis 1970 waren fünf Lehrstühle in Gießen mit Frauen besetzt. Diese Zahl mutet auf den ersten Blick sehr klein an, stellte aber gegenüber früheren Verhältnissen einen beachtlichen Erfolg dar. Ihre Berufung hatten die fünf Akademikerinnen dem raschen Ausbau der neuen Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und der Philosophischen Fakultät in Gießen zu verdanken (beide 1964 neugegründet), in deren Fächerspektrum wurden sie zu Professorinnen ernannt.¹⁶

Anne-Eva Brauneck

Anne-Eva Brauneck war im Dezember 1965 bundesweit die erste Juristin, die einen Lehrstuhl in einer Rechtswissenschaftlichen Fakultät erhielt.¹⁷

Für die Besetzung der neu eingerichteten Professur für „Strafrecht und Strafprozessrecht“ hatte die Planungskommission der Justus-Liebig-Universität Anne-Eva Brauneck in der Berufungsliste auf den zweiten Platz hinter einem männlichen Kandidaten platziert. Zur Begründung hieß es: „Wenn der Planungsausschuss Frau Dr. Brauneck auf die zweite Stelle der Liste gesetzt hat, so geschieht dies, weil sie in erster Linie Kriminologin ist. Sie erscheint daher, selbst unter Berücksichtigung ihres außergewöhnlichen Lebensganges mit ihrer großen praktischen kriminalistischen Erfahrung, für die Erstbesetzung eines strafrechtlichen Lehrstuhls weniger geeignet als der Erstplatzierte“.¹⁸ Diese Einschätzung ist bemerkenswert, da sich Brauneck für das Fach „Strafrecht und strafrechtliche Hilfswissenschaften“ habilitiert hatte. Nachdem der Erstplatzierte auf der Liste einen anderweitigen Ruf angenommen hatte, wurde die Berufungsliste ergänzt und an erster Stelle wurde erneut ein Wissenschaftler gesetzt, der ebenfalls primär für Strafrecht als qualifiziert galt. Erst nachdem auch dieser Ersatzkandidat einen Ruf nach Gießen abgelehnt hatte, wurde schließlich die zweitplatzierte Anne-Eva Brauneck berufen. Sie erreichte damit im Alter von 55 Jahren das angestrebte Ziel ihrer akademischen Laufbahn. Zwar hatte die 1910 geborene Brauneck – anders als Henriette Fürth und Margarete Bieber – schon ohne weiteres die Reifepflicht ablegen und das gewünschte Jura-Studium absolvieren können, aber sie war in der Fortsetzung ihrer Karriere durch massive Benachteiligungen während des NS-Regimes gehindert worden. Trotz ihrer erfolgreich bestandenen Promotion (1935) und der Großen Juristischen Staatsprüfung (1937) hatte sie zunächst keine ihrer Ausbildung entsprechende Berufstätigkeit ausüben können, da Frauen im NS-Staat nicht mehr zu volljuristischen Berufen zugelassen wurden. Stattdessen war sie von 1937 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs Beamtin der Weiblichen Kriminalpolizei im einfachen und mittleren Dienst in Hamburg und Berlin. In dieser Zeit widmete sie sich Studien zu den familiären Hintergründen jugendlicher Straftäter und stellte aufgrund einer Reihe eigener wissenschaftlicher Auswer-

tungen die Bedeutung der Erbanlage für die Kriminalität in Frage, worauf die Vorgesetzten in ihren Dienststellen zunehmend mit Argwohn reagierten.

Nach 1945 musste sie sich mühsam mit gelegentlichen journalistischen Arbeiten und Privatstunden ernähren, beschäftigte sich aber zusätzlich mit einem Studium der Psychologie. Erst im Jahr 1952 konnte sie wieder in die akademische Laufbahn zurückkehren, sie bekam eine Stelle als wissenschaftliche Assistentin bei dem Hamburger Professor und Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Rudolf Sieverts. Bei ihm erkämpfte sie sich – wie sie selbst sagte – 1959 die Möglichkeit zur Habilitation. Damit hatte Anne-Eva Brauneck die Voraussetzung für ihre spätere Berufung nach Gießen geschaffen.

An der Justus-Liebig-Universität bot Professorin Brauneck von Anfang an neben Lehrveranstaltungen zu rein strafrechtlichen Themen auch solche in ihrem Spezialgebiet „Kriminologie“ an. 1969 erreichte sie die Umwandlung ihres Lehrstuhls in „Kriminologie und Kriminalpolizei“ und konnte sich so künftig verstärkt ihrem wissenschaftlichen Schwerpunkt widmen. Zu ihrer Lehrtätigkeit kamen die Mitarbeit im Kreis der sogenannten „Alternativprofessoren“, die laufend Reformmodelle im Gesamtgebiet des Strafrechts erarbeiteten, zahlreiche Publikationen zum Strafrecht und zur Kriminologie sowie die Mitwirkung an interdisziplinären forensisch-psychiatrisch-kriminologischen Seminaren für auszubildende Juristen und Mediziner. Gerade letzteres war für die damalige Zeit ein sehr moderner methodischer Ansatz. Ihre Stellung als Frau in einer männlich dominierten Fakultät und Universität reflektierte sie durchaus kritisch. In einem Interview sagte sie, dass sie in Sitzungen weniger Gewicht gehabt habe als die männlichen Kollegen „nicht ganz ohne meine Schuld, denn ich habe die Wichtigkeit, die Männer wohl schon früh für das Auftreten in solchen Rollen lernen, nicht aufgebracht, und im Grunde auch nicht aufbringen wollen ... Ich war keine den Männern imponierende Dame, aber auch kein um Hilfe bittendes sanftes Wesen, sondern etwas dazwischen, und das musste ich ... büßen“.¹⁹ Ihre sicher nicht einfache Situation



Abb. 6: Anne-Eva Brauneck im Jahr 1994 (Privatbesitz, Prof. Dr. Arthur Kreuzer).

veranlasste sie aber nicht, sich für frauenrechtliche Belange einzusetzen. Vielmehr war und blieb sie Einzelkämpferin. Für ihre weiblichen Studierenden dürfte sie wohl gerade durch diese unbeirrte Haltung und durch ihre erfolgreiche Lehr- und Publikationstätigkeit zum Vorbild für das Anstreben eigener wissenschaftlicher Karrieren geworden sein.

Ihre Wirkungsstätte Gießen hat die gebürtige Hamburgerin offenbar schon bald schätzen- und liebgelernt. Ihrem Nachfolger auf dem Lehrstuhl – Herrn Professor Arthur Kreuzer – schrieb sie bei seinem Amtsantritt an der Justus-Liebig-Universität: „Gießen mit seinen überschaubaren Maßen und der recht großen persönlichen Freiheit, die man hier hat – gar kein kleinstädtisches Milieu, Kleinstadt nur als angenehmer Hintergrund, kein Klatsch, keine Klüngerei oder so –, also gerade Gießen ist sehr nett für den Anfang und je nachher auch zum Bleiben“.²⁰ Geblieben ist sie denn auch nach ihrer Emeritierung 1976. Sie hielt weiterhin Kontakt

zu Gießener Kollegen und Freunden und verbrachte ihren Lebensabend im nahegelegenen Lich.

Bis ins hohe Alter war sie produktiv tätig, wobei sie sich wieder mehr mit psychologisch-philosophischen Fragen beschäftigte. Auch ihren lebenslangen Humor verlor sie nicht, 1994 – da war sie 84 Jahre alt – teilte die sonst Ehrungen eher abgeneigte Brauneck der Universität Gießen mit: „Nach meinem Tod möchte ich gern in einer Gießener Zeitung stehen, damit die Licher sehen, was sie an mir hatten. Aber sie merken wohl, dass mir auch das nicht ganz ernst ist“.²¹ Frau Professor Brauneck verstarb 2007 im Alter von 96 Jahren in Lich. Inzwischen ist sie weitgehend in Vergessenheit geraten. In einer vor kurzem von der Universität Gießen herausgegebenen Broschüre, in der bedeutende ehemalige Universitätsangehörige vorgestellt werden,²² ist auch Anne-Eva Brauneck mit einem Artikel vertreten und damit ist zumindest ein Anfang gemacht, dass sie an ihrer Gießener Wirkungsstätte in Erinnerung bleibt.

Helge Pross

Noch länger als im Falle Braunecks zog sich das Berufungsverfahren von Helge Pross hin.²³ Bereits für das Haushaltsjahr 1960 hatte die Universität Gießen eine ordentliche Professur für Soziologie im Rahmen des Ausbaus der geisteswissenschaftlichen Fächer zugewiesen bekommen, für deren Besetzung die zuständige Fakultät im Juli 1960 eine erste Liste vorlegte. Vorgeschlagen wurden ausschließlich männliche Kandidaten, von denen sich jedoch keiner zu einem Wechsel nach Gießen entschließen konnte. Daraufhin musste im Oktober 1961 ein neuer Besetzungsvorschlag erstellt werden, der wiederum nur männliche Wissenschaftler vorsah. Der prominenteste unter ihnen war Ludwig von Friedeburg, der wenige Jahre später als hessischer Kultusminister für Schlagzeilen in der Bildungspolitik sorgen sollte. Die Berufungsverhandlungen zogen sich bis Ende August 1963 hin, dann war auch diese Liste geplatt. Auf der dann im Februar 1964 erarbeiteten dritten Berufungsliste wurden schließlich auch die Namen von zwei Akademikerinnen

aufgeführt, darunter die an dritter Stelle platzierte Helge Pross. Obwohl sie „mit deutlichem Abstand“ zu den beiden übrigen Vorgeschlagenen genannt wurde, sah die Berufungskommission in ihr eine vielversprechende Nachwuchswissenschaftlerin. Nach erneut langwierigen Verhandlungen – auch dieses Mal konnte der Erstplatzierte nicht für Gießen gewonnen werden – ging der Ruf letztendlich an Helge Pross. Im April 1965 – knapp fünf Jahre nach Zuweisung der Professur – wurde sie zur ordentlichen Professorin für Soziologie und zur Direktorin des Soziologischen Seminars an der Justus-Liebig-Universität ernannt. Den am Beginn meines Vortrags zitierten Ausspruch „Weibliche Ordinarien werden erst dann berufen, wenn der Markt es erfordert“ hat Helge Pross zweifellos aufgrund der Erfahrung mit ihrer eigenen Berufung getroffen.²⁴

Bis zu ihrer Anstellung in Gießen hatte die junge Soziologin eine geradlinige akademische Ausbildung zurückgelegt. Geboren 1927 in Düsseldorf, hatte sie ihr Studium erst nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen und hatte 1950 in Heidelberg promoviert. Da sie auch das Berufsfeld des Journalismus sehr interessierte, war sie danach zunächst zwei Jahre lang als Journalistin und freie Mitarbeiterin bei verschiedenen Zeitungen und Rundfunkanstalten tätig. Anschließend ermöglichte ihr ein Stipendium einen Studienaufenthalt in den USA, u.a. an der Stanford University in Kalifornien. Nach ihrer Rückkehr war sie ab 1954 am renommierten Frankfurter Institut für Sozialforschung wissenschaftliche Assistentin bei Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, wo sie sich 1963 habilitierte. Trotz dieses erfolgreichen Karriereverlaufs war sich Helge Pross ihrer Außenseiterrolle als Frau in einem noch völlig männlich dominierten Wissenschaftsbetrieb sehr bewusst. Sie war sich darüber im Klaren, dass sie mit ihrer Berufung auf eine ordentliche Professur eine herausgehobene Position an der Universität innehatte und ihr damit eine Vorbildfunktion für junge Studentinnen zuwuchs. Anders als ihre Kollegin Anne-Eva Brauneck setzte sie sich öffentlich engagiert für die Interessen von Frauen im Hochschulbereich ein. In einem Gespräch mit der „Gießener Allgemeinen Zei-

tung“ im Mai 1972 erklärte sie, dass die Universität immer noch ein „Herrenhaus“ sei und dass die ewig weiblichen Selbstzweifel an den eigenen Fähigkeiten endlich abgebaut werden müssten.²⁵ In diesem Zusammenhang sah sie die Aufgabe von Hochschullehrern darin, ihren jüngeren Mitarbeiterinnen den Rücken zu stärken und sie zu ermutigen, in Forschung und Lehre ihren eigenen Weg zu finden. Helge Pross hat sich dieser Aufgabe gestellt, sie hat zahlreiche Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler gefördert. Zu ihrem Schülerkreis gehörten 42 Doktoranden, etwa die Hälfte davon waren Frauen, eine für die damalige Zeit ungewöhnlich große Zahl.

Aber Helge Pross war nicht nur Wegbereiterin für akademische Karrieren von Frauen, sondern sie war auch Pionierin in der Auswahl ihrer wissenschaftlichen Forschungsfelder. Neben Themen zur Sozialstruktur und Demokratie gehörten für sie zur Soziologie auch Frauen- und Geschlechterfragen, was in den 1960er Jahren bei weitem noch nicht selbstverständlich war. In dieser Hinsicht war sie ihrer Zeit weit voraus. In zahlreichen empirischen Studien belegte sie die strukturelle Benachteiligung von Frauen und Mädchen. Dabei lenkte sie den Blick auch auf Gruppen von Frauen, die bislang von der soziologischen Forschung völlig unberücksichtigt geblieben waren, auf Hausfrauen, Landfrauen und Mütter. Ihre Untersuchung „Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik“ (1969 erschienen bei Suhrkamp) zählt zu den bildungspolitisch wichtigen Büchern der Nachkriegszeit. Die wohl populärste Arbeit von Pross war ihre 1975 erschienene Publikation über „die Wirklichkeit der Hausfrau“, die zu einem Bestseller wurde. Es war die erste repräsentative Untersuchung über nicht erwerbstätige Frauen und Pross plädierte darin u.a. für die Ablösung der traditionellen Hausfrauenehe zugunsten partnerschaftlich orientierter Lebensgemeinschaften.

Ihre aus vorwiegend empirischen Studien gewonnenen Erkenntnisse nutzte Helge Pross nicht nur für den engeren wissenschaftlichen Diskurs, sondern verwertete diese auch journalistisch, um sie einem breiteren Publikum zur Verfügung zu stellen. Ihr Verständnis von De-



Abb. 7: Helge Pross bei ihrem Amtsantritt in Gießen (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen)

mokratie-Lernen, von politischer Partizipation und ein gewisses Aufklärungsanliegen veranlassten die Soziologin immer wieder, als Akademikerin nicht im Elfenbeinturm der Wissenschaft zu bleiben, sondern damit in die Öffentlichkeit zu gehen. Ihr früher Wunsch, Journalistin zu werden, mag ihr dabei eine zusätzliche Motivation gegeben haben. Ihr journalistisches Interesse war sicher auch ausschlaggebend dafür, dass sie sich an der Universität Gießen Mitte der 1960er Jahre für die Einrichtung einer Pressestelle einsetzte, die sie dann jahrelang betreut und gefördert hat. Helge Pross verfasste zahlreiche journalistische Beiträge in der „Zeit“ und im „Spiegel“ und trug damit maßgeblich dazu bei, dass Ergebnisse soziologischer Forschung in gesellschaftspolitische Debatten Eingang fanden. Für die Frauen-Zeitschrift „Brigitte“ schrieb sie regelmäßig Kolumnen und bot damit einer großen Zahl von Leserinnen Orientierungshilfen. Mit diesem Transfer in die Gesellschaft hinein beschränkt sie Wege,



Abb. 8: Helge Pross während ihrer Tätigkeit an der Universität Gießen (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen).

die heute für die Universitäten aktueller denn je sind. Ende der 1960er und in den 1970er Jahren war Helge Pross in allen Medien, in Funk und Fernsehen und in der Presse präsent. Zudem wirkte sie in wichtigen überregionalen Kommissionen mit und nahm in Anhörungen des Deutschen Bundestags Stellung zur Reform des Paragraphen 218 und zur Ehe- und Familienreform, also Reformen, die bahnbrechende Veränderungen für die Verselbständigung der Frauen bewirkt haben.

Die Universität Gießen, wo sie einen wesentlichen Teil ihrer empirischen Studien erarbeitete, verließ Helge Pross 1976 nach zermürbenden Auseinandersetzungen im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, zu dem ihre Professur gehörte, und folgte einem Ruf an die junge Gesamthochschule Siegen. Dort verbrachte sie noch einige produktive Jahre, bevor sie 1984 – mitten in der Schaffensphase – im Alter von 57 Jahren einem Krebsleiden erlag. Ihre einst prominente Persönlichkeit geriet dann rasch in Ver-

gessenheit. Die seit Mitte der 1980er Jahre anlaufenden Frauenfördermaßnahmen an den deutschen Hochschulen, die auf eine Gleichstellung der Geschlechter abzielten, die Einstellung von Frauenbeauftragten und die im Rahmen der Exzellenzinitiativen seit 2000 ins Leben gerufenen Gleichstellungskonzepte hat Helge Pross infolge ihres frühen Todes nicht mehr erlebt. Aber in diesem Zusammenhang erinnerte man sich an ihr frühes Engagement für die Gleichstellung der Frau und wurde sich wieder ihrer Person als einer Vordenkerin des Gender-Mainstreaming bewusst. Ihre letzte Wirkungsstätte, die Universität Siegen, benannte 1993 einen Preis nach ihr, er wird alle drei Jahre für herausragende wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet der Soziologie der Geschlechter oder der Familie vergeben. Jüngst hat auch die Justus-Liebig-Universität im Zuge der Umsetzung ihres Gleichstellungskonzepts einen „Helge-Agnes-Pross-Förderpreis“ eingerichtet, mit dem hervorragende Qualifikationsarbeiten zur Frauen- und Geschlechterforschung ausgezeichnet werden sollen. Er ist im Jahr 2012 erstmals ausgeschrieben worden. In der Gießener Bevölkerung dürfte die engagierte Wissenschaftlerin auch wieder etwas bekannter geworden sein, nachdem im Jahr 2011 auf Initiative des Club Gießen Soroptimist International in der Reihe der „Gießener Köpfe“ eine Büste für Helge Pross am Neuen Schloss aufgestellt wurde.

Die Lebens- und Karriereverläufe der vier hier vorgestellten Frauen, von denen jede auf ihre Weise Geschichte geschrieben hat, zeigen exemplarisch, wie schwierig der Weg der Frauen in die Welt der Wissenschaft war und dass dieser Weg als Einzelkämpferin beschritten wurde. Trotz vieler inzwischen erzielter Erfolge ist die Förderung der Chancengleichheit in der Wissenschaft heute immer noch ein Thema. Bei einem Frauenanteil von weit über 60 Prozent an den Studierenden – es ist bundesweit einer der höchsten – sind an der Justus-Liebig-Universität zur Zeit knapp 20 Prozent aller Professuren mit Akademikerinnen besetzt, dies macht die weiterhin bestehende Unterrepräsentanz von Frauen in einflussreichen Positionen deutlich. Es bleibt abzuwarten, ob die aktuellen Gleichstellungskonzepte der Hochschulen, die angesichts

des zunehmenden nationalen und internationalen Wettbewerbs vor allem die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses im Blick haben, hier durchgreifende Veränderungen zugunsten der Frauen bewirken werden.

Anmerkungen:

- ¹ Gießener Anzeiger, 28. Februar 1968.
- ² Charlotte von Siebold geb. Heiland wurde am 26. 3. 1817 von der Medizinischen Fakultät der Universität Gießen promoviert, vgl. Dekanatsbuch der Medizinischen Fakultät, Universitätsarchiv Gießen (künftig zitiert: UAG), Med. C 1 Bd. 3. Zur Biographie Charlotte von Siebolds vgl. Dagmar Klein, Frauen in der Gießener Geschichte. 52 Biographien und soziokulturelle Hintergründe. Gießen 1997, S. 66–71.
- ³ Zur Biographie von Henriette Fürth: Helmut Berding, Henriette Fürth (1861–1938). In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. 96, 2011, S. 5–21, dort auch weitere Literaturhinweise.
- ⁴ Simon Katzenstein (1868–1945) trat 1889 der Sozialdemokratischen Partei bei, arbeitete zunächst im hessischen Justizdienst, später als Journalist und Publizist, wurde 1919 in den Reichstag gewählt, emigrierte 1935 nach Dänemark und starb in Schweden.
- ⁵ Mit der Aufzeichnung ihrer Lebenserinnerungen begann Henriette Fürth im Alter von 70 Jahren. Diese Erinnerungen waren nicht zur Publikation bestimmt, sondern waren an ihre Kinder gerichtet. Erst aus Anlass ihres bevorstehenden 150. Geburtstags wurden sie 2010 veröffentlicht: Henriette Fürth, Streifzüge durch das Land eines Lebens. Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin (1861–1938). Mit einem Vorwort von Helga Krohn. Hrsg. von Monika Graulich, Claudius Härpfer und Gerhard Wagner in Kooperation mit Ursula Aptsch und Darja Klingenberg. Wiesbaden 2010 (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen XXV). Das obige Zitat findet sich auf S. 35f.
- ⁶ Ein mittelbürgerliches Budget über einen zehnjährigen Zeitraum. Nebst Anhang: Die Verteuerung der Lebenshaltung im Lichte des Massenkonsums. Jena 1907.
- ⁷ Henriette Fürth, Streifzüge (wie Anm. 5), S. 212.
- ⁸ Henriette Fürth, Streifzüge (wie Anm. 5), S. 320.
- ⁹ Hugo Sinzheimer, Nachruf auf Henriette Fürth. In: De Socialistische Gids. Amsterdam 1938, S. 483–486. Übersetzung von Dieter Maenner.
- ¹⁰ Dieser Vortrag wurde 2011 in den „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ gedruckt, vgl. Anm. 3.
- ¹¹ Zur Biographie von Margarete Bieber vgl. u.a.: Hans-Günter Buchholz, Margarete Bieber (1879–1978), Klassische Archäologin. In: Hans Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press (Hg.), Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Bd. 1, Marburg 1982, S. 58–73; Matthias Recke, Die Klassische Archäologie in Gießen. 100 Jahre Antikensammlung. Gießen 2000, S. 65–90; Eva-Marie Felschow, Schwieriger Anfang, jäh

Ende und ein Neubeginn in der Ferne. Das Schicksal der Margarete Bieber. In: Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk (Hg.), Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur. Gießen 2007, S. 278–283.

- ¹² Vgl. hierzu: 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920–1970, bearbeitet von Elisabeth Boedeker und Maria Meyer-Plath. Göttingen 1974.
- ¹³ UAG Berufungsakten, 1. Lieferung, Karton 2: Margarete Bieber.
- ¹⁴ Zentrale Verwaltung der Universität Gießen, Akte Nr. 050-05, Verstorbene Ehrensenatoren A–B, Ehrensenatorenakte von Margarete Bieber.
- ¹⁵ Vgl. hierzu: Eva-Marie Felschow, „Feminae doctissimae“ – Die ersten Akademikerinnen an der Universität Gießen. In: Marion Oberschelp, Eva-Marie Felschow, Irene Häderle, Carsten Lind (Hg.), Vom heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008. Gießen 2008, S. 42ff.
- ¹⁶ Vgl. hierzu: Irene Häderle, Gegen alle Widerstände – Studentinnen und Hochschullehrerinnen an der Universität Gießen von 1946 bis Mitte der siebziger Jahre. In: Vom Heimischen Herd ... (wie Anm. 15), S. 53–68, von diesem Beitrag stammen auch die genannten statistischen Angaben.
- ¹⁷ Zur Biographie von Anne-Eva Brauneck: Arthur Kreuzer, Zum Tod von Anne-Eva Brauneck. In: Monatschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 90, 2007, S. 351–359.
- ¹⁸ UAG Berufungsakten 10. Lieferung, Karton 1: Anne-Eva Brauneck.
- ¹⁹ Zitiert nach: Arthur Kreuzer, Zum Tod von Anne-Eva Brauneck (wie Anm. 17), S. 358.
- ²⁰ Zitiert aus Unterlagen, die mir Frau Gisela Kreuzer freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.
- ²¹ Schreiben Anne-Eva Braunecks vom 2. 12. 1994. In: UAG (wie Anm. 18).
- ²² Bedeutende Persönlichkeiten an der Universität Gießen 1607 bis 2011. Gießen 2011.
- ²³ Zur Biographie von Helge Pross vgl. u.a.: Roswitha Theis, Partizipation und Demokratie. Die Soziologie der Helge Pross. Frankfurt am Main 1989; Evelyn Tegeler, Frauenfragen sind Männerfragen. Helge Pross als Vorreiterin des Gender-Mainstreaming. Opladen 2003; Sigrid Metz-Göckel, Helge Pross – eine Pionierin der Soziologie in der Nachkriegszeit. In: Vom Heimischen Herd ... (wie Anm. 15), S. 69–82.
- ²⁴ Zu diesem Berufungsverfahren vgl. UAG Berufungsakten 3. Lieferung, Karton 15: Helge Pross.
- ²⁵ Gießener Allgemeine Zeitung, 26. 5. 1972.

Kontakt:

Justus-Liebig-Universität Gießen
Universitätsarchiv
Dr. Eva-Marie Felschow
Otto-Behaghel-Straße 8
35394 Gießen
Eva-Marie.Felschow@admin.uni-giessen.de